Wallstreet spazierend, machte er plötzlich Halt und deutete auf einen Mann, der in einiger Entfernung auf den zum Zollamt führenden Stufen stand. „Sehen Sie den kleinen Mann dort," rief er aus, „den mit dem schwarzen Bart? Schauen Sie genau hin. Das ist die größte Sehenswürdigkeit Amerikas, Jay Gould mit der Hand in der Tasche — in seiner eigenen Tasche."

Kein Deutscher. Als sich bei der Beförderung des letzten Zwischendeckschiffes nach New York die Passagiere auf dem Hafenbahnhofe zu Kuxhaven einfanden und abgefertigt wurden, fragte ein Beamter den einen, ob er aus Deutschland sei. „Nä," antwortete der biedere Landmann, „ick bin jo ut Mekelnborg-Swerin!"

Zartfühlend. Amerikanischer Richter (zu dem Verurtheilten, einem vierfachen Bigamisten): „Haben Sie noch etwas gegen das Urtheil einzuwenden?" — **Gefangener:** „O, Herr Richter, bedenken Sie den Kummer, der durch meine Verurtheilung über vier achtbare Familien gebracht wird!"

Backfischchens Kummer. „Warum so verdrießlich, liebe Ella?" — „Ja, denke nur, mein Bruder ist doch einfach abscheulich! Als sich vor Weihnachten meine Cousine Maria verlobte, sagte ich im Spaße: Ach, wenn mir doch das Schicksal auch so einen entzückenden Haupt- oder andern Mann bescheerte! — — und da schenkt mir mein Bruder — einen Zappelmann!"

Berechtigte Freude. „Warum heult denn dem Herrn Humbler sein Hektor so?" — „Dem sein Herr hat endlich mal heute einen Hasen geschossen und da vergießt nun der Hektor — Freudenthränen darüber!"

Das kann stimmen. „Wer war denn die alte Dame, die Sie da grüßten?" — „Ach, — der Frau schulde ich viel, sehr viel!" — „Ihre Frau Mutter wohl? — „Nein! — Meine Wirthin!"

Ei, ei! „Ja, ja, die Politik verdirbt den Charakter! — „Herrjeh, müssen Sie aber viel politisirt haben?!"

Merkwürdig. A.: „Was macht denn der Müller den ganzen Tag auf der Promenade?" — B.: „Der sieht sich nach einer Frau um und ist jeden Abend überglücklich, daß er keine passende gefunden hat."

Auch ein Beruf. Präsident: „Herr Josef Meier junior, was für eine Beschäftigung haben Sie?" — Zeuge (reicher Bankierssohn): „Keine, Herr Präsident!" — Präsident: „Aber Sie müssen doch was sein!" — **Zeuge:** „Nun, ich bin halt der Junior!"

Ein netter Klub. Mann (nachts um Drei heimkehrend): „Ich habe Dir ja schon gesagt, Frau'chen, daß wir einen Club solider Ehemänner gegründet haben; jedes Mitglied hat sich verpflichtet, um 10 Uhr heimzugehen . . ." Frau: „Dabei kommst Du heute aber schon wieder erst um Drei!" Mann: „Ja, weißt Du, heute haben wir die ersten Strafgelder verloffen!"

„Wer die Wahl hat u. s. w." „Sie glauben gar nicht, was mein Junge wählerisch ist, neulich war ich mit ihm in der Konditorei, da wollte er zuerst eine Portion Chokolade, dann eine Portion Schlagsahne und schließlich eine Portion Eis haben!" — „Und was hat er endlich bekommen?" — „Natürlich eine Portion Hiebe!" „Unsere Gesellschaft.")

Aus der Schule. „Was ist ein Wunder?" — „Wenn der Vater keinen Rausch nach Haus bringt." — „Wie kannst du so dummes Zeug schwätzen!" — „Aber Mutter hat's ganz gewiß gestern erst gesagt."

Im Bureau. Sekretär (zum hereintretenden Bauer): „Sie wünschen?" Bauer: „Recht guten Morgen wünsch' ich!"

Litterarische Plaudereien.

Von A. B.

Der neueste Roman der geschätzten Schriftstellerin Frau Bertha Riedel-Ahrens heißt: Im grauen Schloß (Berlin 1892, O. Janke). Er erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, welches, durch den Tod ihres Vaters, eines reichen Wucherers, verwaist, bei dem adelsstolzen, aber schon altersschwachen Vater ihrer Mutter Aufnahme findet. Die junge Gattin ihres Großvaters bringt sie durch List und Ueberraschung dahin, daß sie sich mit dem Liebhaber der gewissenlosen Frau verheirathet. Sie wird endlich über die Untreue des Menschen aufgeklärt, strebt vergebens nach einer Ehescheidung, wird dann aber frei durch den Selbstmord ihres Gatten, der sich von seiner Geliebten verrathen sieht. Sie wird nun glücklich als die Gattin eines Künstlers, dem sie die Bahn zur Größe erschlossen hat. Unglücklich dagegen endet die Liebe ihres Oheims, einer sehr gut gezeichneten Gestalt, zu einer englischen Erzieherin. Daß diese ihn trotz ihrer Liebe nicht heirathen will, weil eine Prophezeiung ihr und ihren Geschwistern ein gewaltsames Ende verkündet und sich schon an ihren zwei Brüdern erfüllt hat, ist doch zu „romanhaft". Die Verfasserin weiß das innere Leben mit großer Wahrheit und das Naturleben sehr anschaulich zu schildern.

Es giebt nahe liegende Ideenassociationen. Der Titel „Die Jungen von Holzgrün" (Eine Erzählung. Leipzig, 1892. Friedrich Schneider) hat schwerlich mich allein an „Die Leute von Seldwyla" erinnert. Aber von Keller's Geist und Kunst findet man hier wenig. Die „Jungen" sind Bauernsöhne aus dem abgelegenen Dorfe, die in die Großstadt gehen und dort fast durchweg entweder moralisch oder materiell, oder in beiden Beziehungen zu Grunde gehen. Die sittliche Tendenz des Romans ist anzuerkennen, aber wenn auch hie und da ein Anlauf zu lebensvoller Charakteristik und humoristischer Darstellung genommen wird, so findet sich doch so viel ganz gewöhnliches, trivial-langweiliges, daß man zu keinem Genusse kommt. Wer heißt den ungenannten Verfasser auch fast 550 Seiten schreiben?

Der bedeutendste Roman, der seit Jahren erschienen, ist, wenn mich nicht alles täuscht, ein englischer. Vor einigen Jahren erregte The story of an African farm von Ralph Iron in der ganzen englisch redenden Welt ein gewaltiges Aufsehen. Nicht lange darauf erschien von demselben Verfasser, der, wie es sich jetzt zeigte, eine junge Dame war, der gleichfalls in Südafrika spielende Roman „Lyndall". Olive Schreiner ist als die Tochter eines deutschen Missionars und einer englischen Mutter im Basutolande geboren. Der Dichterin ist ihre Herkunft zum Segen geworden. Sie verbindet in wunderbarer Weise den Grübel- und Zweifelsinn des Deutschen mit dem englischen Blick für die Wirklichkeiten des Lebens und ihre poetische Kraft ist deutsch und englisch zugleich. „Lyndall" ist von Marie Schramm-Macdonald „frei aus dem Englischen übertragen". Mit sicherem Takt, und doch wieder mit achtungsvoller Schonung, hat die gewandte Uebersetzerin vor allem die hie und da zu üppig wuchernden Ranken der, immer ja freilich geistreichen Reflexion beschnitten. — Die Lokalfärbung ist nach dem Zeugniß von Leuten, die das Kapland kennen, wunderbar treu.

Auf einer Farm im Kaplande wohnt Tant' Sannie, zwiefach Wittwe, dick und stumpf, „gutmüthig" ohne Güte, heirathstoll. Die Dichterin malt sie lebenswahr, und doch mit einem genialen, aber bittern Humor. Der Farmerin dient ein Deutscher als Inspektor, das rührende Bild eines schwärmerischen Christen, der nach Jesu Lehre lebt, indem er das Seine weggiebt, keinen Dank begehrt, dem Uebel nicht widerstrebt und seine Feinde liebt. So geht er denn auch zu Grunde durch einen schurkischen Heuchler von Irländer, dem er unendlich viel Gutes gethan hat. Der häßliche Bonaparte, so will er heißen, erweckt in der Boerin den Glauben, er werde sie heirathen, und so darf er sich jede Schändlichkeit erlauben, bis er die Eifersucht des Weibes erweckt und von dieser mit Salzlake übergossen und schmählich aus dem Hause gejagt wird. Das ist eine Erlösung für den Sohn des Inspektors, den Knaben Waldo, den er bei jeder Gelegenheit gemißhandelt hatte. Dieser merkwürdige Knabe ist durch die härtesten religiösen Kämpfe hindurch allmälig zum Unglauben gekommen, wenn wir eine pantheistische Hingebung an die Natur so nennen wollen. Wie diese Gestalt ist auch die Lyndall's ohne Vorbild geschaffen. Diese, die Stieftochter Tant' Sannie's, und ihre Cousine Em haben liebevoll an dem alten Deutschen gehangen und hängen jetzt mit schwesterlicher Zärtlichkeit an seinem Sohne. Ein junger Engländer von weibischem Wesen, Gregory Rose, wirbt um Em, die ihn erhört, später von der Verlobung zurücktritt und ihn am letzten Ende — dennoch heirathet. Ihr ganz unähnlich ist Lyndall geartet. Schon als Kind von einer Vornehmheit des Wesens, der sich selbst ihre rohe Stiefmutter widerwillig beugt, kommt sie aus der Pension als ein Mensch zurück, der über alles hinaus ist, „fin-de-siècle" würde man sagen, wenn die mit diesem Modeausdruck verknüpfte Vorstellung nicht mit dem unverlierbaren Adel ihres Wesens im Widerspruch stände. Sie erklärt mit einem bittern Wortspiele, die finishing schools, wie der Engländer die höhern Töchterschulen nennt, machten allem ein Ende, nur nicht der Dummheit und der Schwäche. Sie klagt, sie sei nie glücklich und nie unglücklich. In den Huldigungen der Männer sieht sie nichts als Sinnlichkeit und Eitelkeit. Die Stellung der Frau erscheint ihr schmachvoll. Ihr Stolz ist grenzenlos, aber er hat sie nicht geschützt. Sie hat sich einem schönen, auch nicht unbedeutenden Manne hingegeben und erwartet nun die Folgen. Auch jetzt will sie ihn nicht heirathen; sie läßt sich von ihm entführen, aber als ihre schwere Stunde naht, stößt sie ihn von sich — eine problematische Frauennatur, wie sie noch nie geschildert ist. Ihr Kind stirbt nach wenigen Stunden. Seitdem liegt sie unter namenlosen Schmerzen darnieder. Rose, der jetzt sie vergöttert, findet sie nach langem Suchen auf. Um sie pflegen zu können, legt er Frauenkleider an. Die jetzt folgenden Scenen bis zu Lyndall's Tode sind von höchster Realität und dabei von höchster Reinheit und Keuschheit. Ohne einen Hauch von Sentimentalität rühren sie den Leser nur um so inniger. „Hatte Lyndall jetzt gefunden, was sie gesucht: Etwas zum Anbeten? Hatte sie aufgehört zu sein? Wer kann es sagen? Das Jenseits ist in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt." Dieser faustisch großen Zweifelsfrage folgt noch ein Nachklang voll versöhnender Naturfreude.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 295. Halle a. d. S., Freitag den 16. Dezember 1892.

[10]

Den Diamantschleifer.

Roman von H. Rosenthal-Bonin.

„Mann, jetzt habe ich keine Zeit, Ihnen das zu erklären," gab der Neger eilig zurück, „ich muß hinunter, heut werden wir fertig und dann wird nicht wieder in der Nacht gearbeitet." Dies hastig flüsternd stieg der Neger die Treppe hinab und das Gurgeln nahm seinen Fortgang.

„Ich möchte nur wissen," sagte der baumlange Polizist, welcher in das Schiff geleuchtet hatte, zu seinem Nebenmann, „was die beiden Kerle auf der „Donna Anna" da immer mit den Ketten zu spielen haben, wenn wir vorbeikommen. Jetzt habe ich das neunmal gehört, das kann kein Zufall sein. Na, morgen wollen wir einmal einen Besuch an Bord machen," schloß er — und das Boot glitt aus dem Flimmerlicht einer Reihe von Zweimastern in den Schatten eines schwärzlichen Wasserbeckens, das zu einem andern Hafentheil gehörte.

An dem dieser Nacht folgenden Morgen wurden die letzten zwölf Fässer der so „unwillkommenen" Weinladung des Schooners in die Magazine gebracht und zugleich ganz leicht und unvermerkt die kleinen Uhrenkisten aus der „Anna" in den Schooner befördert.

Halim füllte die leeren Fässer der Anna aus der Maschine mit Wasser, damit das Schiff den der Ladung entsprechenden Tiefgang hatte und nicht zu hoch aus dem Wasser ragte, was aufgefallen wäre — und der Kapitän, welcher gefunden, daß die „Donna Anna" noch Fracht vertrage, ließ einige zwanzig Ballen Werg, die er gekauft, kommen und vertheilte diese im Güterraume, ebenso nahm er noch einige Tonnen Theer, da der seine aufgebraucht, ins Schiff.

Der Schooner aber, welcher jetzt leer war, lud einige Cementfässer ein und fuhr nach Bremen zurück, er legte aber noch einmal in Kuxhaven an, wo er der Mannschaft Schiffsfreiheit gab, und diese Zeit benützte Jansen, die Uhrentischen in die Cementfässer zu packen.

So kam er denn glücklich in Bremen an, meldete, — Zoll existirt ja in den Freihäfen Bremen, Hamburg nicht und eine zollamtliche Untersuchung der Güter findet nicht statt — fünf Fässer Cement beim Hafenamt nach Vorschrift, und hatte die Uhrkistchen bald sauber im Hause.

Der Kapitän traf es mit seinem Wein glücklich.

Zwei hamburger Firmen kauften je siebenzehn und zwanzig Fässer um ein Geringes billiger, als Kapitän van Heeren diese eingehandelt hatte, und schon am Nachmittag desselben Tages verließ die „Donna Anna" den Hafen und dampfte mit der Fluth die Elbe hinab, dem Meere zu.

Gegen Abend war man wieder bei Kuxhaven und hinaus ging's in die Nordsee, welche schwarz dalag, brauste und toste und in der Ferne einen wunderjamen Gürtel auf ihr schwebender Lichter und Lichtchen zeigte. Laternen von all' den Schiffen, welche auf der Rhede lagen, um günstigen Wind zum Segeln abzuwarten, und dazu nah und fern große leuchtende Kugeln hoch über dem Wasser, von den Feuerschiffen, welche den Weg bezeichneten, — alles überstrahlt vom weit hinaus seine Leuchtbündel werfenden Leuchtthurm Kuxhavens. In dieser beleuchteten Meeresstraße fuhr jetzt die „Donna Anna" hinaus, wie der Kapitän und Ben Halim das wohl wußten, einem recht unheimlich ungewissen Schicksal entgegen.

12. Kapitel.

Es giebt Menschenleben, in denen nach vieljähriger Stille plötzlich ein Ereigniß eintritt und nun die Ueberraschungen kein Ende nehmen. So auch bei Fräulein Elmenreich. Zwanzig Jahre hatte kein fremder Mensch nach ihr gefragt, sie betrachtete sich selbst wie verschollen, fast wie begraben, nur mit einem Fäserchen ihres Daseins hegte sie noch eine immer mehr im Nebel verschwindende Hoffnung, — da kam jener Geldbrief aus Holland und diesem folgte jetzt in wenig Tagen ein zweites Schreiben, direkt an ihre Adresse: „Fräulein Rebekka Elmenreich in Kuxhaven" gerichtet, das sie mit einem male wieder mitten in das Leben hinein versetzte. Dieser Brief lautete:

„Werthes Fräulein!

Es ist hier ein hebräisches Gebetbuch aufgefunden, das innen im Deckel eingeschrieben Ihren Namen trägt. — Können Sie sich erklären, auf welche Weise dies Buch nach Holland gekommen sein mag, und mir bezeichnen, wer dasselbe zuletzt im Besitze hatte, so würden Sie einer bedeutenden Firma einen großen Gefallen thun. Da Sie hierdurch aber auch dem Staate Holland einen Dienst erweisen, so wird dieser Ihnen die Nachricht mit zehn Gulden honoriren.

Ihr ergebener Sevenstern Blomkist."

Die Hände der alten Dame zitterten beim Lesen dieser Zeilen so, daß sie den Brief aus den Fingern gleiten ließ. Thränen liefen über ihre gelblich bleichen, abgehärmten Wangen.

„Nach zwanzig Jahren," schluchzte sie, „nach zwanzig Jahren eine Spur, eine Spur, — aber ich darf's ja nicht sagen," rief sie, die Hände ringend, „sie lassen mich ja verhungern, wenn ich's sage, ich darf's ja auch nicht nach Holland sagen. Sie erfahren alles, und diese rechtgläubigen, reichen Leute sind schrecklich!" — jammerte die Frau weiter; — „wie haben sie mich von sich gestoßen, als sie erfuhren, daß ich den Glauben wechseln wollte, wie haben sie mich, als wäre ich eine Irrsinnige, zwei Jahre, zwei lange Jahre gefangen gehalten und nur aus dem Zimmer entlassen, nachdem ich arm und elend geworden — — wie sie mich dann hieher verbannt, ausgestrichen aus der Liste der Familienmitglieder — und mir nur so viel ausgesetzt, daß ich nicht geradezu verhungere, ja damit ich zu meiner Strafe weiterlebe — — und warum dies alles? Weil mein vertrauend Herz sich getäuscht, weil ich einem Manne glaubte. Und hat mein Herz sich denn getäuscht? Konnte es nicht wahr sein, was ich erfahren, daß er in Batavia arm und elend gestorben und mich nicht schmählich, schändlich, verbrecherisch verlassen, wie mein Bruder es mir vorgeredet. Und jetzt das Buch, welches ich ihm zugesteckt, jetzt soll ich sagen, wem ich's gegeben. — Ich darf es nicht, sie erfahren alles, die Schrecklichen!" flüsterte angstvoll die Frau, „sie sperren mich wieder ein, — sie sagen wieder, ich sei irrsinnig. O Herr unseres Volkes, o Gott unserer Väter, hilf mir aus meiner Noth, denn sie ist schwerer, als ich's ertragen kann," — so flehte sie, obgleich Christin geworden — das alte jüdische Jugendgebet aus der Tiefe ihres Herzens. Ruhiger geworden nahm sie ein Blatt Papier und schrieb mit Bleifeder folgende Zeilen:

„Geehrter Herr!

Ich lege auf das Buch sehr hohen Werth, es ist mein Eigenthum gewesen und ich bin gerne bereit, jene mir freundlich zugesendeten zehn Gulden, so gut ich diese brauchen könnte, für das Buch zu geben, wenn Sie es zu diesem Preis hierher schicken werden.

Rebekka Elmenreich."

Dann ging sie abends heimlich zur Post, kaufte dort ein Kouvert und schrieb die Adresse auf den Brief, welchen sie dann in der Stadt in einen Briefkasten warf.

Dieses Schreiben empfing Herr Blomkist in seiner Privatwohnung, bei welcher ein prachtvoller Hyazinthengarten sich befand, denn die Hyazinthenkultur war neben seinem Polizeigeschäft die Hauptleidenschaft des Herrn Blomkist. Er befand sich gerade bei einem Blumenbeet, das ein kühn geschwungenes Fragezeichen in blauen, gelben und rothen Hyazinthen darstellte, als er den Brief öffnete. Sein Inhalt schien ihn wenig zu befriedigen. „Sie beantwortet mir einfach die Frage nicht, sie weicht mir wirklich aus, — aber das Buch hat ihr gehört,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921216030/fragment/page=0001

— es ist ihr werthvoll und sie will es zurückkaufen," sprach Blomkist mit sich. Dann sah er den Brief aufmerksam an, das Kouvert und das darin eingeschlossene Blatt. „Die Frau gehört den höhern Ständen an," murmelte der Detektive weiter, „sie schreibt eine geläufige Hand, ihre Antwort ist gebildet — sie muß nicht viel schreiben, sonst hätte sie Tinte und Feder im Hause und auch wohl einen Briefbogen. Weshalb hat sie sich einen solchen nicht gekauft?" überlegte Blomkist weiter, — „ihre Bildung mußte ihr sagen, daß man nicht auf solch ein zerdrücktes Stück halbschmutzigen Papiers schreibt, und so viel Geld besitzt sie sicher, einen Bogen Papier zu kaufen — die Frau will nicht wissen lassen, daß sie schreibt, sie hat unzweifelhaft diese Zeilen heimlich aufs Papier geworfen und ist damit zur Post gegangen, wo sie das Freicouvert kaufte und mit Tinte die Adresse schrieb, denn diese weist noch Spuren jenes bläulichen Sandes, den auch die hamburger Postbehörden zu verwenden pflegen und den ich sonst bei andern Briefen von dort nie bemerkt habe. Es muß also ein Zwang vorliegen, der diese Person verhindert, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Die Frau hat, wie sie gesteht, kein Geld — ob dies ihr den Zwang heben würde? Ja, wenn man wüßte, ob diese Person mit jenem Diamantschleifer in Verbindung stünde, könnte der geheime Fonds dies übernehmen, aber das Buch und der Flüchtling können möglicherweise in einem Zusammenhang stehen, der völlig werthlos für seine Ergreifung ist. Er kann das Buch gefunden, als Kuriosum gekauft, auf hundert ähnliche zufällige Arten in Besitz bekommen haben, und dann wäre vom Fräulein Elmenreich zu erfahren, wie das Buch nach Holland oder Frankreich kam — denn von dort ist ja der Sivers — für meinen Zweck völlig gleichgiltig. Das ist ein schwieriger Fall." Blomkist ging lange zwischen seinen Blumenbeeten spazieren und roch an dieser und jener bunten Blume, er roch lange und immer eifriger und länger. Es schien, als ob jener Blumenduft seine Denkkraft schärfer, schwungvoller machte, als ob er aus dem Athem dieser wachsartig zarten Blumenkelche seine Detektivgenialität schöpfte.

Plötzlich hörte Blomkist zu wandern und zu riechen auf. „Ich werde wieder meine alte Methode anwenden, ohne weiter rechts und links zu denken, den Knoten durchhauen, statt ihn aufzulösen, und gerade auf das Ziel losgehen."

Er begab sich in sein Zimmer und schrieb folgende Zeilen, welche nach den höflichen Eingangsworten lauteten:

„— Bitte, liebes Fräulein, mir jetzt aufrichtig und ehrlich zu sagen, ob Ihnen der Name Paul Sivers bekannt ist. Ich will auch ehrlich gegen Sie sein, ich bin Entdeckungspolizist, und bei einem jungen Diamantschleifer dieses Namens aus Paris, der hier aller Wahrscheinlichkeit nach einen großen Diamanten stahl, befand sich, versteckt unter seinen Sachen — denn der Mensch ist spurlos verschwunden — jenes Buch, das Ihren Namen und den von noch zwei Elmenreichs trägt."

Blomkist legte ein Kouvert mit seiner Adresse, worin Papier, bei, siegelte den Brief und schickte diesen an Fräulein Elmenreich ab.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Die alte Frau schrieb umgehend, daß sie nicht wisse, wie ihr Gebetbuch gerade nach Paris oder Rotterdam gelangt sei, und daß sie niemand, der den Namen Paul Sivers führe, kenne. Ueber das Fortkommen des Buches könne vielleicht der Großhändler Samuel Elmenreich in Hamburg Auskunft geben, der Herr Blomkist solle jedoch um alles in der Welt ihren Namen dort nicht erwähnen und auch nicht verrathen, daß sie mit ihm in Verbindung gestanden und diese Adresse angegeben.

„Hm," sagte Blomkist beim Empfang dieser Zeilen, „das sieht wenig versprechend aus, und doch habe ich eine Ahnung, als ob zwischen Kuxhaven und diesem Buch die Schlinge gezogen würde, in welcher sich Paul Sivers fangen wird. Meine Ahnungen pflegen nicht blos Ahnungen zu sein. Ich wag's, nach Hamburg zu fahren."

Noch in derselben Nacht befand sich Blomkist auf dem Schnellzuge, der brausend die holländischen Niederungen durchfuhr.

(Forts. folgt.)

Der Ball des Gouverneurs.

Novellette von Henry Greville. Deutsch von Wilhelm Lilienthal.

(Schluß.)

Kamutzin ließ sich in sein Zimmer führen, legte sich ins Bett und zog aus seiner Brieftasche einen Brief, den er vor zwei Tagen empfangen hatte.

„Wir haben vorgestern viel gelacht," schrieb ihm einer seiner Kameraden, der sich in Moskau auf Urlaub befand; „der Neffe unseres neuen General-Gouverneurs ist eben aus Odessa angekommen und ist im Ecarté vollständig ausgepländert worden. Da er mehr verloren hatte, als er besaß, so ist er Gefangener auf Ehrenwort geblieben, bis seine Gelder aus Odessa anlangen. Das beste dabei aber ist, er hat eine höllische Furcht vor seinem Onkel in St. Petersburg. Weshalb weiß er vielleicht selbst nicht, denn er hat diesen Onkel seit seiner frühesten Kindheit nicht mehr gesehen, aber er will lieber sterben, als ihm seinen Verlust eingestehen. Bei der schlechten Verbindung kann die freiwillige Haft immerhin 10—11 Tage dauern."

„In zehn Tagen," sagte Kamutzin, den Brief zusammenfaltend . . . „wo werde ich dann sein? vielleicht auf dem Wege nach Sibirien."

Er legte sich auf die Seite und schlief ein. Als die Stunde des Diners gekommen war, ließ er sich unter dem Vorwande, er sei zu müde, auf seinem Zimmer serviren, dann zog er den Frack an, den man ihm gebracht hatte, und der ihm ziemlich gut saß.

Punkt 10 Uhr erschien ein Diener und sagte:

„Gnädiger Herr, Excellenz lassen bitten."

Ohne sich zu beeilen, stieg er die mit rothen Teppichen belegte Treppe hinunter.

Die Klänge der Nationalhymne zeigten an, daß der Kaiser soeben erschienen war. Kamutzin mischte sich unter die Menge und betrat den Saal. Schnell überflog er die Anwesenden und erkannte bald die hübsche Gräfin Damerow, die ein wenig blaß und aufgeregt nach der Eingangsthür blickte. Er ließ sich ihr durch seinen Onkel vorstellen; die Gräfin sah den jungen Provinzialen kaum an, sie suchte mit den Augen eine Gardeuniform.

Die letzten Accorde der Nationalhymne waren verklungen und sogleich begann ein Walzer von Strauß.

„Gräfin," sagte Kamutzin plötzlich.

Die junge Frau zitterte und sah ihn an.

„Gestatten Sie dem Neffen des General-Gouverneurs, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern."

Er führte die Gräfin in die Mitte des Saales und tanzte mit ihr ab.

Bei jeder Tour um den weiten Saal bemerkte Kamutzin ein bekanntes Gesicht, und bevor er noch den Tanz beendet hatte, hatten ihn trotz seiner Verkleidung mindestens 30 Personen erkannt. Als er die Gräfin nach ihrem Platze zurückführte, drückte er ihr leise die Hand und sagte:

„Ich habe meine Wette gewonnen, den Einsatz werde ich mir später einfordern."

Die Gräfin erröthete leicht, antwortete aber nichts.

„Wie Sie gestern zu bemerken mir die Ehre erwiesen, habe ich meinen Kopf gewagt. Wollen Sie dessen eingedenk sein?"

„Ich will's versuchen", erwiderte sie.

„Nun, wir werden sehen", fuhr er lächelnd fort, „auf Wiedersehen."

Als er sich anschickte, den Saal zu verlassen, hielt ihn der Gouverneur am Arm fest und zog ihn zu dem Justizminister.

„Gestatten Sie mir", sagte er, „Ihnen meinen Neffen vorzustellen, der eben aus Odessa kommt, ich empfehle ihn Ihrem Wohlwollen . . ."

„Sehr erfreut", murmelte der Justizminister zerstreut, erhob dann die Augen, um den ihm so lebhaft Empfohlenen anzusehen, aber Kamutzin war schon verschwunden.

„Er ist noch ein wenig wild", murmelte der Gouverneur entschuldigend, „er kommt aus der Provinz."

In demselben Augenblick erschien ein Adjutant und sagte, sich an den Minister wendend, mit aufgeregter Stimme:

„Der Kaiser verlangt nach Ihnen, Excellenz, Seine Majestät sind wüthend!"

„Was giebt's denn?" fragte die Excellenz ganz bestürzt und folgte dem Adjutanten.

„Kamutzin ist hier", sagte der Kaiser unwirsch.

„Ist's möglich, Majestät?"

„Er ist hier, sage ich Ihnen, lassen Sie ihn auf der Stelle verhaften, und suchen Sie zu erfahren, wer ihn hergebracht hat."

Der Minister beeilte sich, den Hausherrn aufzusuchen.

„Kamutzin ist hier, lassen Sie ihn verhaften!"

„Kamutzin? Wer ist das?"

„Der junge Mann, der verbannt worden ist. Beeilen Sie sich, der Kaiser ist wüthend."

„Aber mein Gott", rief der Gouverneur, die Hände zum Himmel erhebend . . . „Sogleich . . . Kamutzin ist hier", sagte er zu seinem Sekretär, „lassen Sie ihn verhaften, und suchen Sie zu erfahren, wer ihn hergebracht hat."

Der Sekretär gab den Befehl weiter. Man fing an, Kamutzin überall zu suchen.

„Haben Sie Kamutzin gesehen," fragte man sich.

„Parbleu," sagte jemand, „er hat ja mit der Gräfin Damerow getanzt!"

„Madame," sagte man zur Gräfin Damerow, „Sie haben mit Kamutzin getanzt, der Kaiser ist wüthend, er will wissen, wer ihn hergebracht hat."

„Nun, ich doch nicht?" erwiderte sie, „ich habe nur einen Walzer getanzt, und zwar mit dem Neffen des Gouverneurs."

Der Gouverneur trat auf die Gräfin zu, und diese fragte ihn:

„Nicht wahr, Gouverneur, Sie haben mir doch Ihren Neffen vorgestellt?"

„Gewiß, Gräfin, aber es handelt sich nicht um ihn, sondern um Kamutzin, der Kaiser ist wüthend, er will wissen, wer ihn hergebracht hat."

Die Gräfin wandte ihren Rücken. In demselben Augenblicke stürzte der Justizminister auf den verzweifelten Gastgeber zu und rief:

„Der Kaiser ist wüthend!"

„Das weiß ich ja," schrie der Gouverneur.

„Und Sie schämen sich nicht, mich in diese Mystifikation zu verstricken."

„Aber, Excellenz, ich begreife nicht . . ."

„Seine Majestät ist wüthend, sage ich," rief der Minister mit zornsprühenden Augen und entfernte sich.

Ein junger Adjutant näherte sich plötzlich dem Gouverneur und flüsterte ihm zu:

„Excellenz, Sie selbst haben Kamutzin hergebracht!"

„Ich? Warum nicht gar!"

„Gewiß, Sie haben ihn zu der Gräfin Damerow vorgestellt."

„Ich? Unsinn, das war ja mein Neffe."

„Ihr Neffe ist nicht Ihr Neffe, es ist Kamutzin, jetzt werden Sie begreifen, weshalb der Kaiser so wüthend ist."

Der General-Gouverneur ließ sich in einen Sessel fallen und stöhnte:

„Ich Tölpel! Und dabei fand ich noch, daß er seiner Mutter ähnlich sah."

Kamutzin hatte die Großmuth besessen, auf seinem Zimmer einen Brief liegen zu lassen, welcher den unglücklichen Gouverneur vollständig rehabilitirte. Dieser Brief wurde dem Kaiser gebracht, der zu lachen geruhte.

Dennoch wurde der Flüchtling nach allen Richtungen der Windrose verfolgt. Ihn auf seiner Besitzung aufzusuchen, daran dachte man natürlich zuletzt. So gingen vierundzwanzig Stunden verloren. Als die Polizei schließlich auch Kamutzin's Schloß durchsuchte, fand sie ihn gerade, wie er Kaffee trank und eine ausländische Zeitung las.

„Sie haben dem Befehl Seiner Majestät zuwidergehandelt", sagte der Polizeilieutnant zu ihm.

„Ich? Inwiefern?"

„Indem Sie den Ball des Gouverneurs besuchten."

„Sie wollen sich wohl über mich lustig machen. Ich bin seit 24 Stunden hier, und gehorche dem über mich ausgesprochenen Verbannungsbefehl."

„Sie haben Ihre Gendarmen betrunken gemacht."

„Welche Verleumdung. Sie haben sich selbst betrunken."

„Sie haben sie betrunken gemacht, um zu entfliehen."

„Das ist wieder Verleumdung. Als ich sah, daß sie fest schliefen, bin ich selbst hierhergekommen. Es war mir zu demüthigend, mich von Gendarmen geleiten zu lassen."

„Sie sind in das Haus des General-Gouverneurs gedrungen."

„Wer hat Ihnen diese Geschichte erzählt?"

„Dreißig Personen haben Sie erkannt!"

„Dreißig Personen? Ihre 30 Personen sind das Opfer einer Täuschung, denn Sie sehen selbst, daß ich das Haus seit zwei Tagen nicht verlassen habe."

„Das ist möglich", sagte der Polizeilieutnant, der bereits zu weifeln begann, „aber ich habe den Befehl, Sie nach Petersburg zu bringen."

Kamutzin sah den Sprecher kaltblütig an und erwiderte:

„Das ist ein Scherz, aber kein guter, und ich muß wohl gehorchen."

Während der ganzen Rückreise trug er eine so vollständige Kaltblütigkeit zur Schau, daß seine Begleiter von seiner Unschuld vollkommen überzeugt waren.

Der Kaiser hatte gelacht . . . Kamutzin kam mit drei Monaten Festung davon, die er aber diesmal nicht in dem Palais des General-Gouverneurs absaß, der ihm sein ganzen Leben hindurch einen bitteren Groll bewahrte.

Die Gräfin Damerow zahlte den Preis der Wette, indem sie dem Fürsten Kamutzin ein Jahr nach jenem denkwürdigen Balle die Hand reichte.

Bunte Zeitung.

Eine brennende Frage, welche die wiener Theaterkreise schon seit Monaten beschäftigt, hat endlich ihre Lösung gefunden. Den Theaterfexen — so schreibt das „W. Extrabl." — welche für eine Mittheilung aus dem Privatleben der Schauspieler ein Jahr ihres Lebens geben, wird ein Stein vom Herzen fallen. Kommt heran, Ihr Fexe, knöpfet Eure Ohren auf und vernehmet, was wir Euch zu erzählen haben. Wir sind nämlich in der angenehmen Lage, die seit Monaten lichterloh brennende Frage, ob Herr Girardi und die Schauspielerin Odilon verheirathet sind oder nicht, mit einem Hauche auszulöschen. Also hört die Geschichte! Vor einigen Tagen benützte Girardi einen freien Abend, um im Deutschen Volkstheater an „Großstadtluft" sich zu vergnügen und die Komiker des Hauses bei der Arbeit zu sehen. Er saß in der ersten Parkettreihe und unterhielt sich in den Zwischenakten mit dem Kapellmeister Arganer, der ihm die traurige Lage einer kranken Musikerswittwe in beredten Worten schilderte. Der Mann todt, die kranke Frau der bittersten Noth preisgegeben, die Kinder ohne Nahrung! Der Künstler, dessen Wohlthätigkeitssinn bekannt ist, versprach eben, der armen Familie beizustehen, als ihn ein befreundeter Herr auf die Schulter klopfte. Der Herr: „Entschuldigen Sie, Herr Girardi, ich habe eine Bitte an Sie." — Girardi: „Sind Sie Mitglied eines Wohlthätigkeits-Komitees?" — Der Herr: „Nein." — Girardi: „Dann reden Sie ungenirt." — Der Herr: „Es handelt sich um eine Wette, die Sie entscheiden sollen. Die Wette dreht sich um Ihre angebliche Heirath mit Fräulein Odilon. Sie haben nur Ja oder Nein zu sagen." — Girardi: „Der Mann muß immer „Ja" sagen; dafür sagt die Frau immer „Nein". Fragen Sie also die Odilon!" — Der Herr: „Geben Sie mir doch eine klare Auskunft; die Wette ist sehr ernst." — Girardi: „Wie hoch haben Sie uns angeschlagen?" — Der Herr: „Wir haben um hundert Gulden gewettet." — Girardi: „Das läßt sich hören. Wissen Sie was? Wenn Sie mir sofort fünfzig Gulden für eine nothleidende Musikerfamilie geben, dann sage ich Ihnen die Wahrheit." — Der Herr (nimmt seine Brieftasche und zieht eine 50-Guldennote heraus): „Nun sprechen Sie." — Girardi reicht die Note dem erblüfften Kapellmeister ins Orchester und sagt dann zu dem Herrn: „Nun denn, ich bin nicht verheirathet, aber was nicht ist, kann noch werden. Ich danke Ihnen im Namen der armen Familie!" — — — So jetzt wissen's die Theaterfexe und sie athmen auf!

Der lebende Leichnam. Herr Knight aus Denver in Colorado, so berichtet ein newyorker Blatt, wurde unlängst in Chicago sehr krank; sein Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß nach der Schwester des Schwerkranken, für den es nach der Ansicht der Aerzte keine Rettung mehr gab, telegraphirt werden mußte. Die würdige Dame reiste sofort von Denver nach Chicago ab und nahm als kluge Frau außer einer Hin- und Rückfahrtskarte für sich vorsorglicherweise bald auch ein Billet für den Transport einer Leiche. Als sie aber in Chicago anlangte, fand sie ihren Bruder, der soeben eine heftige Krise überstanden hatte, auf dem Wege der Besserung. Einige Tage später war er sogar imstande, die Reise nach seiner Heimath Denver anzutreten. Auf dem Bahnhofe zeigte er das von seiner Schwester gelöste Billet vor, auf dem die Worte standen: „Giltig für den Transport eines in einem Zinksarge liegenden menschlichen Körpers." Auf Grund dieser Vorschrift bestand der Schaffner darauf, daß Herr Knight erst sterben und sich in einen Zinksarg einschließen lassen müsse, um mit diesem Billet die Fahrt von Chicago nach Denver mitmachen zu können. Herr Knight behauptete dagegen, daß das für ihn als Leiche gelöste Billet weit theurer sei als ein für eine lebende Person zu lösendes, daß er demzufolge die Reise sehr wohl ohne Zinksarg mitmachen könne und daß ihm die Bahnverwaltung eigentlich noch etwas herauszubezahlen müsse. Das Ende der schwierigen Streitfrage war eine Injurienklage des Herrn Knight gegen den Schaffner, der ihm ein Schimpfwort zugerufen hatte, das man etwa mit „nassauernder Leichnam" übersetzen könnte, und eine Gegenklage der Bahnverwaltung gegen Herrn Knight wegen mißbräuchlicher Benutzung eines Leichenfahrscheines.

Auch fin de siècle. In dem Amtsverkündiger für den Bezirk Wolfach findet sich nachstehende aus Schapbach datirte „Oeffentliche Erklärung": „Im Stalle des Bürgermeisters ist unlängst die Klauenseuche ausgebrochen und wird jetzt von den Hausbewohnern ausgesagt, die Seuche sei von Hexen in den Stall gebracht worden. Da meine Persönlichkeit darunter leidet und ich gegen Herrn Bürgermeister nicht klagend vorgehen mag, erkläre ich öffentlich, daß ich weder eine Hexe bin noch hexen kann. Viktoria Seifritz."

Eine hübsche Jay Gould-Anekdote wird anläßlich des Todes des berüchtigten amerikanischen Millionengauners erzählt: Ein Witzbold von Wallstreet zeigte einst einem ausländischen Reisenden die Sehenswürdigkeiten New Yorks. Mit ihm durch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921216030/fragment/page=0002